



Leopold Federmair

Monden

**

Der Wellen Schatten

Roman



OTTO MÜLLER VERLAG





www.omvs.at

ISBN 978-3-7013-1255-9

© 2017 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Media Design: Rizner.at

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan

Covergestaltung: Leopold Fellingner



1

iPod!

Wenn ich das Wort in meinen federleichten Computer tippe, wird es von einem sogenannten Rechtschreibprogramm zu Ipod geändert, und wenn ich weiter-schreibe, wird das vom Programm vorgeschlagene Wort mit einer roten Wellenlinie unterstrichen. Die Maschine will es besser wissen als ich. Die Maschine weiß es besser! In der Anfangszeit des iPod, inzwischen gibt es ja mehr Generationen von dem Gerät, als sich in meiner Familie zurückverfolgen lassen (ich spreche von Menschengenerationen) – in der Anfangszeit des iPod las ich den ersten Buchstaben des neuen Worts als spanisches Ausrufezeichen, und aus diesem Grund war mir das Ding sympathisch. Die umgedrehten Satzzeichen gehören zu den schützenswerten, vom Verschwinden bedrohten Formen dieser Welt. Trotzdem wäre ich nie auf die Idee gekommen, mir einen iPod zuzulegen. Zu dem Gerät gehörten Kopfhörer, kleine Ohrstöpsel, die man sich in die Ohrmuschel steckte, so daß links und rechts zwei vor der Brust zusammenlaufende Fäden herabhingen. Ich wollte mir die Ohren nicht verstopfen, sei es auch mit noch so schöner Musik. Am wenigsten wollte ich mir die Ohren draußen im Freien verstopfen, wo ich mich viel lieber an Vogelgezwitscher, Baumkronenrauschen, Wassergluckern

ergötzte, oder auch an Kreissägen und Motorengerbrumm, Räderquietschen und Großstadtrauschen, und wo ich es sogar vorzog, Handygequatsche, Zungenschmatzen und Krähengekreisch abzuwehren, anstatt mir die Gehörgänge gewaltsam fluten zu lassen. Musik wollte ich nicht ins Ohr gestopft, nicht ins Gehirn gedrückt bekommen. Die Klänge brauchten doch Raum zu ihrer Entfaltung. Schon die technische Wiedergabe mithilfe von sogenannten Tonträgern empfand ich als problematisch, doch immerhin, wenn die Klänge von einer Schallplatte aufstiegen, sich aus dem Lautsprecher lösten, in die Freiheit des Raums entlassen wurden, sei es auch nur in einem engen Zimmer, war ich es zufrieden und konnte das, was mir in Form von leichten, unsichtbaren Schallwellen als Musik entgegenkam, genießen. Ich weiß sehr wohl, daß man iPods mit Lautsprechern verbinden kann. Aber im Zimmer kann ich ebensogut ein herkömmliches Abspielgerät verwenden, oder einen Computer. Die iPods sind eben doch nur dazu da, den Konsumenten die Ohren zu verstopfen, während sie wirklichkeitsfremd durch Straßen und Supermärkte laufen, sich von Zügen und Autobussen fortbewegen lassen, im Café oder in der Universitätsbibliothek lungen. Im übrigen will ich gar nicht ständig Musik um mich haben. Lieber konzentriere ich mich auf die Konzerte, für die ich gern ein wenig Geld ausbebe. Manchmal sogar ziemlich viel. Der echte, lebendige, im gegenwärtigen Augenblick erzeugte Klang ist es mir wert. Und dann steckte dieses Nano-Ding in meiner Tasche. Alles Gute zum Geburtstag! Nun ja, man freut sich über unverhoffte Geschenke. Daß ich überhaupt

an meinem Geburtstag ins Krankenhaus ging, hatte sich nicht vermeiden lassen. Meine Verpflichtungen an der Universität einerseits, der dichte Terminkalender der Chirurgen und Kardiologen andererseits hatten bewirkt, daß meine Ankunft in dem erst vor kurzem renovierten, hellen, wenn auch atmosphärisch gedämpften Etablissement auf den 25. August fiel. Meine Frau wußte, daß ich für mindestens zwei oder drei Tage nicht fähig sein würde, das zu tun, was ich immer tat: lesen und schreiben. Denn fernsehen, das lehnte ich ab. Ich glaube übrigens nicht, daß es der Genesung von Kranken zuträglich ist. Ebenso wenig wie das Surfen im Internet. Blieb also nur die Musik. Ohne Kopfhörer ist aber keine Musik zu haben an einem Ort für Ruhebedürftige. Vorteile des iPods: Meine Frau hatte mir eine Unmenge Musik, von der sie wußte, daß ich sie liebe, heruntergeladen, genug für Stunden, Tage, Jahre... Mozart, Schumann, Brahms. Dreimal der ganze Chopin, gespielt von Rubinstein, Ashkenazy, Haraziewicz. Musik fürs Leben; genug jedenfalls für meines, das langsam zur Neige geht, auch wenn ich nach der Operation hoffen darf, noch ein paar Jahre, vielleicht Jahrzehnte, bei den Meinen zu weilen.

„Erfolgreich“, das ist das Wort, das die Ärzte gern verwenden, um ihre Leistungen ins Licht zu stellen. Sie gratulieren den Patienten, aber in Wahrheit beglückwünschen sie sich selbst. Meine Ärztin ist nicht so, oder nicht nur so, denn gewöhnlich paßt sie sich der Umgebung und ihren Gepflogenheiten an, andernfalls könnte sie ihre Arbeit nicht tun. Und Fehler, das ist allgemein bekannt, wirken in diesem Beruf fatal. Ich

schreibe „meine Ärztin“, als hätte ich eine persönliche, gleichsam verwandtschaftliche Beziehung zu ihr. Das ist nicht der Fall. Ich bewundere diese kleine Person – sie reicht mir, bei aufrechter Haltung, kaum an die Schulter – lediglich für ihre Entschlossenheit, ihren Tatendrang, die Sicherheit ihres Urteils. Bei der Operation nahm sie die Hilfe von Kollegen in Anspruch, von Ärzten und Pflegern, ohne die sie meinen widerspenstigen Körper, der nicht wußte, in welche Gefahren er sich durch seine Unruhe brachte, niemals hätte zähmen können. Hinzu kam der Faktor der Zeitdauer, die nicht vorhergesehen werden konnte: sieben Stunden waren es am Ende, zuerst bei Bewußtsein des örtlich betäubten Patienten, später im Dämmerzustand, vom Patienten aus gesehen, und schließlich, nach einer Injektion, über die er Erleichterung empfand, ohne daß er sich von irgend etwas Rechenschaft abzulegen vermochte, ganz ohne Bewußtsein. Schaum sei mir vor dem Mund gestanden, als ich auf der Liege aus dem Operationsaal geschoben wurde, sagte mir meine Frau, als ich wieder ansprechbar war. Und die Krankenschwester ließ mich wissen, meine Frau, die sonst überhaupt nicht zur Sentimentalität neigt, habe meine Hand gehalten und geweint. „Gott sei Dank...“ Ich weiß nicht, warum sie das hinzugefügt hat; als sei es eine Leistung, eine Hilfestellung, wenn geweint wird. Erst später erfuhr ich von der Kardiologin, die mich zusammen mit einem Chirurgen operiert hatte, mein Kreislauf sei gegen Ende der Operation zusammengebrochen und der Puls, der bei mir auch sonst keine fünfzig Ausschläge pro Minute erreicht, sei auf zehn gefallen.

Ich habe kein Interesse an allzu detaillierten medizinischen Erklärungen, und schon gar nicht will ich den Ärzten in ihr Handwerk pfuschen; soweit wie möglich vertraue ich ihnen. Aber wenn das Blut in meinen Adern nicht mehr pulsierte, sondern nahezu stillstand, war ich doch eher tot als lebendig? Nun ja, halten wir uns an die Tatsachen. Tatsache ist, daß ich mich danach einige Tage lang, mehr als zwei oder drei, so schwach fühlte wie nie zuvor in meinem Leben. Meine Frau hatte recht behalten: zu etwas anderem als Musikhören war ich nicht in der Lage, und eine ganze Weile nicht einmal dazu. Der iPod lag bis zum Donnerstag – die Operation war am Montag, geendet hatte sie am Abend – unberührt auf dem Nachtkästchen am Kopfende meines Betts.

Unberührt... Nein. Jemand mußte ihn berührt, sogar benutzt haben, das war klar. Längst weiß ich, wer es war, und will die werte Leserschaft nicht unnötig auf die Folter spannen. Als ich das Wiedergabezeichen auf dem iPod berührte, hörte ich aus den kleinen weißen Knöpfen, die ich mir – körperlich geschwächt und gedankenlos – in die Ohren gesteckt hatte, eine Stimme, die mir sogleich unwirklich vorkam, wie aus einem Traumreich, einer unbestimmbaren Örtlichkeit, einem Nirgendwo, zugleich nahe und fern. Nicht männlich, nicht weiblich; nicht jung, nicht alt; sondern eine absolute, absolut andere Stimme, die mir nach einer Weile des Hörens schon vertraut vorkam und mich durch gewisse Schwankungen dann doch wieder überraschte. Erst gegen Ende der dritten Folge wurde mir klar, daß es die vorhin erwähnte Krankenschwester war, die hier

sprach. Marie, der Name stand auf ihrem Namensschildchen, neben einem bunten Blümchen, das sie wohl selbst dazugemalt hatte. Echte Blumen, mitunter ein kleines Sträußchen, brachte sie fast täglich mit, nicht nur für mich, auch auf den Tischchen, den Nachtkästchen der anderen drei Patienten im Raum, von denen ich nicht viel mehr als hin und wieder ein Husten oder Stöhnen, ein Flüstern, wenn sie Besuch hatten, oder eine Geste, ein Gesicht, eine Ahnung von Hinfälligkeit im Gardinenspalt wahrnahm, steckte sie welche in die braunen, grünen und durchsichtigen Fläschchen und Gläschen, die sie vermutlich mit eigener Hand zweckentfremdet hatte.

Die Stimme in meinem Kopf aber, die keine Gelegenheit hatte, mit den Lüften in Berührung zu kommen – sagt man nicht auch von einem guten Wein, er entfalte erst im Kontakt mit der Luft sein volles Aroma? –, diese Stimme klang anders als die hellere, manchmal etwas unbeherrschte, flatternde, ihrer Besitzerin nicht vollkommen gehorchende Stimme der jungen, nicht mehr ganz jungen, etwa dreißigjährigen Frau, die mich für die Operation vorbereitet hatte (denn dazu bedarf es einiger Vorbereitungen). Anfangs hielt ich die Folge von Lauten, die sich da in mein Gehirn bohrten, sogar für die Stimme eines Mannes. Oder ich achtete nicht darauf, ob Mann oder Frau, die Stimme schnarrte leicht, zeitweise so, als würde jemand Text von einem Blatt ablesen, mit hochgezogenen Schultern, starrem Oberkörper, unter irgendeiner Art von Zwang, der nicht äußerlich sein mußte, sondern innerlich, dieser Sprechzwang, ja, innerlich war. Hin und wieder schien

sich die Stimme aber zu befreien, dann schwoll sie an, überstürzte sich, verhaspelte sich, begann zu stottern. Nach ein paar Minuten erfolgte eine kurze Pause, die Sprecherin schien sich zur Ordnung zu rufen (oder gerufen zu werden?) und verfiel wieder in jene Monotonie, die dem, was sie vorbrachte, widersprach. Sie sagte „ich“, diese Stimme, aber oft vermied sie das Ich und gebrauchte den Eigennamen, Marie, fiel also von der ersten Person in die dritte.

Beinahe drei Folgen lang kam ich nicht auf den Gedanken, die Marie der Erzählung mit der gleichnamigen Krankenschwester in Verbindung zu bringen, die mich umsorgte. Zwischen ihren Sätzen, manchmal auch mittendrin, waren Pausen, meistens zum Nachdenken, oder weil sich die Sprecherin anders besann; manchmal auch, weil sie durch einen Ruf oder eine Pflicht aus ihrer Erzählung gerissen wurde. Hin und wieder vernahm ich ein leises rhythmisches Fiepen, das nach wenigen Impulsen verstummte.

2

Das Haus lag am Stadtrand in einer Siedlung, am Fuß des Berges. Man sah, daß der Wald abgeholzt worden war, damit man dort bauen konnte, ein Rechteck in der Wildnis, wie ein Tischtuch auf der Wiese, beim Picknick, wie wir es früher . . .

Nein, ich will Ihnen nicht von früher als früher erzählen. Eine ziemlich steile Straße führte auf die Anhö-

he und mündete in ein Gittermuster von noch schmalen, schmälere Sträßchen, wo zwei Autos, wären sie sich begegnet, Mühe gehabt hätten, aneinander vorbeizukommen. Adrette Einfamilienhäuser mit kleinen, manchmal auch größeren Gärten, da und dort hatte man eine Kiefer stehengelassen oder eine Buche, es gab Tretautos, Dreiräder, Gummistiefel, Kindersachen, obwohl man selten Kindergeschrei hörte. Unten beim Teich, von dem schmale Kanäle Wasser zu den Feldern leiteten, war ein Spielplatz, aber dort spielten die Kinder nicht, wahrscheinlich, weil die Bäume noch zu klein waren, sie spendeten keinen Schatten, und zum Klettern waren sie auch nicht geeignet. Einige der Häuser an der Bergseite waren älter, die Mauern dicker, kleine Villen in wuchernden Gärten. Keine Dornröschenschlösser, aber doch ein bißchen . . . stattlich. In dieser Siedlung lag auch das Haus von Monden. Es war ein Mittelding zwischen den Villen und den Familienhäusern weiter unten, aber ich durfte nicht wählerisch sein . . . Oder anders gesagt, ich war wählerisch, weil ich wählerisch sein mußte, aber die Schönheit war kein Kriterium, sondern die Einsamkeit, die Unauffälligkeit, der Bewohner, der Hausschlüssel, die Nachbarschaft, die Gelegenheit. Es gab viele Kriterien, aber nicht Schönheit oder Bequemlichkeit. Sauberkeit ja, denn auf einem unordentlichen Anwesen hätte ich mich verraten.

Einige Tage bin ich dort in der Gegend auf der Lauer gelegen, im Wald, bei einer der Meditationshütten, von denen es hier viele gibt, oft versteckt und wenig besucht, aber in Stand gehalten von uralten buckeligen

Weiblein, die den Boden mit erstaunlicher Körperkraft fegen. Nicht nur hier, auch in anderen Gegenden habe ich das Meine zur Pflege der Hütten und Kiesplätze, der Stiegen und Bäume und Steine getan, aber die Weiblein, die zwar aus der Ferne grüßten, mich aber sonst gar nicht zu bemerken schienen, gingen unbekümmert zu Werk. Der Herbst hatte noch nicht begonnen, es gab keine gefallenen Blätter zu kehren, aber die Nächte wurden kühler, früher oder später würde ich mich um einen anderen Schlafplatz umsehen müssen. In der Stadt? Auf dem Bahnhof? Das widerstrebte mir. Von den halbwegs sicheren Orten wurde man vertrieben, Polizisten kamen und griffen einem unter die Arme, höflich, aber bestimmt. Einmal, da ist es so gelaufen, drei Uniformierte standen um mich herum, konnten sich nicht entschließen, redeten dann in ein Handy und ließen eine kräftige Frau kommen, in schmucker Uniform (mit blinkendem Orden!), die mir unter die Arme griff. Ich wäre ja von allein gegangen, aber sie ließen mich nicht, bevor sie nicht meine Papiere überprüft hatten. Meinen Dienstausweis trage ich immer bei mir. Damals war er zwar abgelaufen, aber der mit dem Handy rief im Krankenhaus an, irgendwer rief irgendwo an, die Computer wissen alles, zu jeder Tages- und Nachtzeit, schließlich kam die Ordensträgerin und griff mir unter die Arme. Nicht so fest, ich tue ja nichts . . . Unsere Blicke trafen sich, die Frau lächelte, über ihre Stirn hing eine braun-blonde Strähne, und daneben war eine ringförmige Narbe, ein kleiner weißer Kreis in der dunkleren Haut. Nur eine Sekunde, aber die Polizistin lächelte.

Nein, nicht in die Stadt. Da waren auch die stinkenden, bärtigen Männer, die alle etwas von mir wollten, aber zu schwach waren, um mehr als ein bißchen lästig zu sein. Außer einem, der hatte einen andern getötet im Streit und war stolz darauf, der war zu allem imstande, aber davon muß ich dir nicht erzählen. Also, ich legte mich auf die Lauer, hatte ja Zeit. Eigentlich lag ich Tag für Tag auf der Lauer, immer schon bin ich auf der Lauer gelegen, kann man das nicht so sagen? Die Meditationshütten haben keine Wände, nur Pfeiler, und es geschieht, daß nachts, während du schläfst, ein Tier an dir schnuppert, aber das macht mir nichts aus. Im Gegenteil, ich liebe es, wenn mich der Atem der Welt liebkost. Kann man doch sagen? Bei Monden war, wäre mit den Liebkosungen Schluß. Und mit der Nachtkälte war ebenfalls Schluß, und mit der Feuchtigkeit, und der Hitze. Und mit der Angst. Feine Angst, eine Art Dunst, Feinstaub. An die Geräusche hatte ich mich gewöhnt, an die Schreie, das Stöhnen und Zischen, das Kratzen der Marder, das Zirpen der Grillen, das Gegrumme der Frösche. Die Fagott- und Flötenstimmen, das Trommeln vom Specht, wenn am Rande des Himmels ein Silberstreif erschien . . . Ich will nicht von früher als früher reden. Ich lag auf der Lauer, im Schneidersitz, Lotossitz, saß auf der Lauer und beobachtete die Bewegungen, wann jemand aus dem Haus ging, wann er zurückkehrte, nur in dieser einen Straße, die hatte ich mir schon erwählt. Wann der Postbote kam, wer häufig Pakete bekam, wo Kinder waren, wo nicht, wie die Fenster und Türen ausgerichtet waren, ob man von außen in die Zimmer sehen konnte oder nicht, Gartenzäune,

Abstände zwischen Pflöcken, Gardinen und so weiter, Möbel, Leere, Bücher, Licht. Und natürlich die Menschen, die Bewohner. Eigentlich kam nur eine alleinstehende Person in Frage. Ein alter Mensch, dachte ich am Anfang, ein Gebrechlicher wie die im Krankenhaus, ein Tauber Stummer Blinder, dem ich meine Hilfe anbieten könnte: Ich habe eine Ausbildung . . . oder ganz still, ich wäre einfach da, eines Tages träte ich über die Schwelle und wäre da und der Alte oder die Alte, meistens sind es ja Frauen, die Männer können sich nicht um sich selbst kümmern, die werden in Altenheime verfrachtet, also die Alte würde sich an mich gewöhnen, so sehr, daß sie sich ein Leben ohne mich nicht mehr vorstellen könnte . . . Oder so ähnlich. Die Alten stellen sich gar nichts vor, sie nehmen, was ist, es bleibt ihnen nichts anderes übrig. Eine Zeitlang, müssen Sie wissen, habe ich regulär gearbeitet in so einem Heim. Wo die dem Tod entgegengehen, dem Tod gegenüberliegen, ganz ruhig, langsam, auf ein Ziel hinschlafen, das sie nie erreichen. Niemand stirbt, nie. Du brauchst keine Angst zu haben. Du nicht.

Monden war der einzige Alleinstehende in der Straße. Seine Nachbarn waren ein altes Paar, der Mann ging manchmal zum Supermarkt hinunter, schlurfte zurück mit halbwegs gefülltem Netz, zweimal pro Woche fuhr der Kleinlastwagen einer Lieferfirma vor (der noch ein paar andere Häuser in der Siedlung versorgte). Sonst gab es nur noch eine alte Frau, die in der Familie ihres Sohnes oder ihrer Tochter wohnte, die hatte zwei Enkel, Gymnasiasten, die Mutter brachte sie im Geländewagen, der viel zu groß war für die schmale, asphalt-

tierte Straße, morgens und abends irgendwohin, zur Schule, zum Tennis, zur Klavierstunde, während der Vater . . . Ich habe nicht herausgefunden, wie der zur Arbeit kam, am Morgen, eine ganze Weile, nachdem Monden das Haus verlassen hatte, lief er, eine Aktentasche in der Hand, das Handgelenk schlenkernd, die Straße hinunter, scheinbar gut gelaunt, oft sogar pfeifend, vielleicht nahm ihn ja ein Kollege im Auto mit, oder der Firmenbus. Kurz und gut, nicht wahr: gut und kurz (sagte Joe, wenn er rauchte), Monden war der einzige in der Straße, womöglich sogar in der ganzen Siedlung, der allein wohnte, und alte Leute waren Mangelware. Singles und Alte, die wohnen in den Stadtzentren, und Penner und Punks, während sich Familien gern ein Häuschen im Grünen suchen . . . oder bauen . . . Nein, Monden hat das seine sicher nicht selbst gebaut, auch nicht bauen lassen, das sieht man, es ist älter als er selbst, kein Single-Haus, wenn es so etwas überhaupt gibt. Einsiedelei. Ja, das Monden-Haus hat etwas von einer Einsiedelei, und der Wandschrank im Schlafzimmer war das innerste Heiligtum. Leer, wie es sich für ein Heiligtum gehört. Damals konnte ich es nicht wissen, aber später wurde mir klar, obwohl ich ihn nicht gefragt hatte (ich habe ihn gar nichts gefragt), daß er in diesem Haus aufgewachsen ist.

Durchs Blattwerk, schräg unter mir, einen Steinwurf entfernt, sah ich die Garagentür aufgehen, eine Kipp-tür, die sich die niedrige Decke entlangschob, mit Hilfe eines Mechanismus geschoben wurde von einem Mann in grauem Anzug und kurz geschorenem Haar, ziemlich groß gewachsen, gut gebaut, ein Schatten vor dem

Schatten des Innenraums, der gleich darauf im Fahrzeug verschwand, einem . . . ich habe mich nie für Autos interessiert, einem silbergrauen Gefährt, dem der Mann dann noch einmal entstieg, um mit drei raschen Schritten zur Garagentür zurückzugehen, sie herunterzuziehen und abzuschließen. Während der Wagen mit laufendem Motor auf der Straße stand, warf der Mann einen Blick auf die Hausfront, bevor er sich ans Steuer setzte und losfuhr. Langsam beschleunigend, normales Tempo. Kurz darauf ertönten die beiden Gongschläge aus dem Wald auf einem weiter hinten ansteigenden Hügel. Der Mann verließ jeden Morgen um dieselbe Zeit sein Haus und kehrte nicht vor einem bestimmten Zeitpunkt am späten Nachmittag zurück. An den zwei Wochenenden, während deren ich auf der Lauer lag, fuhr er insgesamt zweimal weg, und nur einmal kehrte er spät heim, kurz nach Mitternacht, glaube ich. Ein alleinstehender Mann mit regelmäßigen Gewohnheiten, nicht zu jung, nicht zu alt, vielleicht geschieden, wer weiß. Heute läßt sich jedes zweite Ehepaar scheiden, die meisten nach wenigen Monaten. Stimmt doch, oder? Mein Vater, der war sogar zweimal geschieden, bevor er mich bekam, das heißt, meine Mutter, meine Mutter bekam mich, ich habe sie nie gesehen. Mein Vater wechselte das Auto alle sechs Monate, Sommerwagen, sagte er, Winterwagen, aber für mich waren sie alle gleich . . . Bequeme Ledersitze, trotzdem roch es nach Gummi und Ethanol, die haarigen Hände klebten am Lenkrad, spätestens nach zehn, fünfzehn Minuten Fahrt mußte ich ins Freie, so kann man doch keinen Ausflug machen.

Also Monden. Zweimal ging ich zur Haustür, auf direktem Weg die Böschung hinunter. Hätte ich den Weg und dann die Straße genommen, ich hätte eine halbe Stunde gebraucht. Mittags, ich dachte, in der Mittagszeit erregt es sicher keinen Verdacht, die wenigen Leute, die zu Hause waren, saßen am Eßtisch, ich konnte sogar ihr Besteck klappern und klingen hören. Eine Gabel, die auf Silbergeschirr schlug, daß es tönte, lauter als der Gong. Dann der Mittagsschlaf, selbst die Vögel machten eine Pause, es war immer noch ziemlich heiß. Am besten mit raschen Schritten, zielstrebig, wie eine Eilpostbotin. Hinter der Garage befand sich ein Garten, nicht groß, der Rasen vor nicht allzu langer Zeit gemäht. Rosen blühten, aber zwischen den Ranken wuchs hohes Gras. Zur Straße hin Hagebuttensträucher. Drei Stufen führten zum Eingang, und ich hätte fast auf die Klingel gedrückt, so sehr ging ich in meiner Rolle auf. Ich stoppte die Handbewegung, als mein Blick auf das Namensschild fiel: Monden. Monden . . . War das der Name einer Firma? Ein Familienname? Ein Eigenschaftswort? Seltsam, ich stellte mir gleich etwas vor. Ohne die Augen zu schließen, sah ich, wie jemand durch ein freistehendes Tor schritt. Im Mondlicht, gern hätte ich das Wesen überholt, um sein Gesicht zu sehen. Ich drückte auf die Klinke der Haustür und wußte im voraus, daß sie verschlossen war. Bei meinem zweiten Erkundungsgang, wieder mittags, trat ich in den Garten, um mich nach einem anderen Eingang umzusehen. Hätte mich jemand entdeckt, ich hätte mich als Verwandte von Herrn Monden ausgegeben, seine jüngere Schwester, aus einer anderen Stadt ange-

reist, ich wollte hier auf den Bruder warten. Ohne Gepäck? Den Rucksack ließ ich lieber im Versteck unter dem Hüttenboden. Fürs erste, man weiß nie, wie das Abenteuer ausgeht. Mein Äußeres war . . . wie soll ich sagen, nicht gepflegt, aber ich wusch mich täglich, und manchmal schwemmte ich die Unterwäsche im Bach, badete sogar darin, nachts, im Mondlicht, wenn die Luft lau war. Kaufte mir ab und zu etwas Neues, stopfte die alten Klamotten in einen Mülleimer im Einkaufszentrum, fühlte mich dann wie neu. Die Verkäuferinnen sahen mich schief an, wenn ich fragte, ob ich das Gekaufte am Leib behalten dürfe, aber sie hatten nichts dagegen. Im Verlauf des Sommers war mein Geld langsam zur Neige gegangen, und die Kreditkarte des Primars – den kleinen Diebstahl wird er nicht bemerkt haben, er hat ja so viele Karten – die Kreditkarte wollte ich nur im Notfall benützen, weil sie mich womöglich verraten hätte. Auch das war ein Grund für meine Suche. Und an diesem Tag hatte sie Erfolg, denn als ich, ungläubig, die Klinke herunterdrückte, öffnete sich die Tür.

3

In der Nacht vor der Operation hatte mich die Krankenschwester, dieselbe Person, deren gespeicherte Stimme ich im iPod herumtrage, während ihre Besitzerin wie vom Erdboden verschluckt ist, beim Weinen ertappt. Ich schreibe „ertappt“, weil ich es so empfand,